



Musik macht schlau



Diese Melodie gehört dem bayerischen Weihnachtslied „Wos duat denn da Ochs im Krippel drin?“ Es ist Teil eines Krippenspiels

THOMAS VITZTHUM
IN ESSENBACH

Was tut denn der Ochs da in der Krippe? „Geh duats'n aussatreiben“, singen die Kinder mit aller Inbrunst in bayerischer Mundart. Die Engel, die sollen schließlich keine Angst haben, im Stall beim gerade geborenen Heiland zu wachen, deshalb soll der Ochs hinausgetrieben werden. „Hutschi heiei, hutschi heiei.“ Es klingt alles recht überzeugend und harmonisch, doch Gudrun Schraml unterbricht ihren Chor trotzdem. „Ich weiß ja nicht, wer euch das beigebracht hat, aber ich war es nicht“, sagt die Chorleiterin der Musikschule im niederbayerischen Essenbach bei Landshut. Sie lächelt milde und singt das Lied ein weiteres Mal vor. „Wos duat denn da Ochs im Krippel drin ...“ Klingt ähnlich und doch anders als aus den Mündern der Kinder. Es ist eines der wunderbar unbegreiflichen musikalischen Phänomene, an denen jeder Lehrer verzweifelt: Die Kinder haben sich einvernehmlich entschlossen, der Melodie einen anderen Verlauf zu geben, als er auf dem Notenblatt steht. So was geht – ohne Absprache. Als fühl-

ten die kleinen Sänger, wie das Lied vielleicht noch schöner wäre. Ein Chor ist wie ein Schwarm Zugvögel, der blitzschnell die Richtung ändern kann, ohne dass die Vögel kollidieren. Kaum irgendwo zeigt sich Schwarmintelligenz besser als beim gemeinsamen Musizieren. Aus den mehr als 1000 Musikschulen in Deutschland tönen in diesen Tagen viele Weisen von Ochsen und Eseln, Tannenbäumen, stillen Nächten und Jungfrauen, die ihren „Baby Boy“ wiegen. Vorweihnachtszeit ist die wichtigste und stressigste Zeit für Musikschulen. Die Erwartungen sind riesig. Hausmusik am Weihnachtsbaum hat schon manchen Streit versöhnt und vermittelt Familien ein im positiven Sinne heimeliges Gefühl. Dabei wurden wohl noch nie so viele Weihnachtslieder zur gleichen Zeit geübt wie im Dezember des Jahres 2011. Während andere Schulformen erleben, wie ihnen die Schüler ausgehen, wächst die Zahl der Musikschüler. Zwischen 2005 und 2010 nahm sie an öffentlichen Musikschulen um rund 90 000 zu. Mittlerweile besucht eine knappe Million große und kleine Bürger diese Einrichtungen. Viele Schulen führen Wartelisten. Hinzu kommen rund 80 000 Schüler auf den 260 privaten Musikschulen. Schon werden die Lehrer knapp. Ihre Zahl stieg seit 2005 nur um 2000 auf 37 000.

Musikschulen in Deutschland erleben einen regelrechten Ansturm. Die Wartelisten sind lang, und neben Kindern wollen auch immer mehr Erwachsene ein Instrument lernen. Das ist nicht nur gut fürs Gemüt, es fördert auch die sozialen und intellektuellen Fähigkeiten

Kinder und Jugendliche stellen natürlich die übergroße Mehrheit der Schüler. Aber die Älteren machen sich langsam frei von einer Redensart, die sie alle kennen: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ Die Zahl der über 60-Jährigen an öffentlichen Musikschulen hat sich innerhalb von zehn Jahren auf rund 12 500 verdoppelt. Gemessen an der Gesamtzahl mag das wenig sein, ein deutlicher Trend ist es trotzdem. In Nordrhein-Westfalen übersteigt die Wachstumsrate bei den Senioren (plus 35 Prozent innerhalb von fünf Jahren) sogar die bei den Sechs- bis Neunjährigen (plus 31 Prozent). Musizieren, das ist wieder eine Volksbewegung – obwohl an den allgemeinbildenden Schulen immer weniger Musikunterricht stattfindet. Eine der Musikschulen, die einen nicht geringen Anteil an diesem Boom haben, ist die im bayerischen Essenbach.

Birgit Adolf erinnert sich noch gut an den Abend im April 2004, als ihre Mutter sie mit einer verrückten Idee konfrontierte: „Der Bürgermeister wolle eine Musikschule gründen, erzählte sie mir und dass sie zu ihm gesagt habe, dass ich die leiten könne.“ Birgit Adolf war gerade einmal 23 Jahre alt, studierte Geige und dachte eigentlich nicht daran, ebendiese neue Musikschule zu führen. „Ich bin dann zum Bürgermeister hin und sagte ihm, dass ich im Gegensatz zu meiner Mutter nicht glaube, dass ich das kann, aber dass ich es probieren würde.“ Sechs Jahre später, fast genau zu Birgit Adolfs 30. Geburtstag, eröffnete sie als Leiterin mit Bürgermeister Fritz Wittmann ein neues, sieben Millionen Euro teures Musikschulgebäude, für das das Wort Prunkbau gerade passend ist. „Goldener Würfel“ wird die Musikschule von den Bewohnern der 11 000 Köpfe zählenden Gemeinde genannt. Der Konzertsaaltrakt ist mit Goldblech verkleidet. Das Schimmern von Blasinstrumenten, von Posaune, Tuba, Trompete, die im Inneren gespielt werden, hat der Architekt außen sichtbar gemacht. Das Gold ist auch ein Symbol für die Leucht-

kraft, die die Schule binnen kürzester Zeit entfaltet. Als sie 2004 gegründet wurde, hatte sie gerade einmal 100 Schüler, heute sind es 560. Einige könnte man eigentlich doppelt und dreifach zählen. Die 16-jährige Silke zum Beispiel. Sie spielt nicht nur Harfe, sondern auch Cello und Klavier. 1500 Euro müsste Silke pro Jahr für den Unterricht zahlen. 220 Euro werden ihr erlassen, quasi als „Mengenrabatt“. Gerade stehen englische Weihnachtslieder auf ihrem Notenpult: „Virgin Mary had a baby boy“ und „Oh, holy night“. Die Harfenistin spielt sicher vom Blatt, selten muss ihre junge Lehrerin eine Anmerkung machen, den Noten mehr Klang, mehr Raum zu geben. „Wenn es die Musikschule nicht gäbe, könnte ich das alles nicht lernen“, sagt die Gymnasiastin. Einzelunterricht wäre für die Eltern viel zu teuer. Bevor sie Abitur macht, um danach vielleicht Fluglotsin zu werden, will sie sich noch einen Wunsch erfüllen: „Ich würde gerne Akkordeon lernen.“ Den Schnupperkurs hat sie schon hinter sich. „Toll, dass ich das hier einfach mal testen kann, ob es mir gefällt.“ Die am häufigsten gewählten Instrumente an deutschen Musikschulen sind

Klavier (mehr als 130 000 Schüler) und Gitarre (mehr als 105 000). Knapp 60 000 lernen Violine, fast ebenso viele Blockflöte. Diese und andere Instrumente einfach mal ausprobieren – das geht kaum irgendwo so einfach wie auf den Musikschulen. Immer häufiger treten diese auch an die normalen Schulen heran und bieten ihre Dienste an, gerade dort, wo Musikunterricht rar ist. Seit vier Jahren gibt es im Ruhrgebiet die vom Land NRW geförderte Initiative „Jedem Kind ein Instrument“. Seither tauchen in der ersten Grundschulklasse Musiklehrer mit 16 verschiedenen Instrumenten plus einem weiteren aus einem außereuropäischen Kulturkreis auf – meist die türkische Baglama – und lassen die Kinder sie testen. Im ersten Jahr ist der Unterricht kostenlos, dann fallen 20 bis 30 Euro im Monat an. Wer sich das nicht leisten kann, dem werden die Gebühren erlassen. Im Moment nehmen 60 000 Kinder an der Initiative teil. Viele von ihnen hätten andernfalls wohl nie ein Instrument in die Hand genommen.

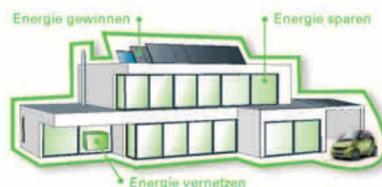
Auch Birgit Adolf packte, lange bevor die goldene Musikschule die Leute wie ein Magnet anzog, alle ihre leicht beweglichen Instrumente ins Auto – Geige, Querflöte, Bratsche, Akkordeon – und lud sich in den normalen Schulterricht ein. Weil ihre persönliche Leidenschaft auf die Neugier der Kinder und Jugendlichen traf, konnte etwas entstehen. „Wir sind längst nicht mehr Institute für die besseren Leute. Das Höhere-Tochter-Ideal spielt keine Rolle mehr“,

ANZEIGE

Einfach ausgezeichnet:
Saubere Energie aus Solar und Fenstern für jedes Gebäude.
Schüco und der Klimaschutz sagen Danke.



Schüco – Innovationsführer von modernsten Fenster- und Fassaden-Systemen sowie effizienten Solarstrom- und Solarwärmelösungen. Und jetzt auch Träger des Deutschen Marketing-Preises 2011. Eine Auszeichnung, über die wir uns nicht nur sehr freuen. Sondern die uns vor allem anspricht, einen klaren Weg weiterzugehen: das Potential eines Gebäudes optimal für den Klimaschutz zu nutzen. Mit Produkten, die Energie sparen, gewinnen und vernetzen. Und auch zukünftigen Generationen eine sichere Zukunft bieten.



Das Schüco Haus – unser Beitrag zur Energiewende

www.schueco.de



Grüne Technologie für den Blauen Planeten
Saubere Energie aus Solar und Fenstern

SCHÜCO

DANIELLE BENGSCHE

Im Jahr 1998 lässt der demokratische Gouverneur Zell Miller des US-Bundesstaates Georgia im Parlament die „Ode an die Freude“ aus der 9. Sinfonie von Ludwig van Beethoven ertönen. In der Rede, die er währenddessen hält, fordert er die Politiker auf, 105 000 US-Dollar für die Vergabe von Klassik-Kassetten an Neugeborene in Krankenhäusern einzuplanen. Miller beruft sich auf eine Studie, die ergeben hatte, dass klassische Musik räumliches Denkvermögen fördere. „Spüren Sie schon, dass Sie klüger werden?“, fragt Miller die Parlamentarier.

„So klug, dass Sie dem Antrag stattgeben, hoffe ich.“ Das ist allerdings nicht nötig. Der Musikverlag Sony springt ein und spendiert den Kleinsten beruhigende klassische Töne. Grundlage für Millers Annahme, dass Klassik schlau macht, ist eine im Jahr 1993 im Fachblatt „Nature“ erschienene Arbeit. In ihr beschreiben die Psychologin Frances Rauscher und ihre Kollegen, dass Studenten im Intelligenztest besser abschnitten, wenn sie zuvor zehn Minuten lang Mozarts Sonate KV 448 hören. Diese Erkenntnis erhält große mediale Aufmerksamkeit und sogar einen eigenen – mit Patent gesicherten – Namen. Der Mozart-Effekt ist geboren. Was die Medien übersehen, ist, dass die Leistungssteigerung der Studie zufolge nur eine Viertelstunde anhält. Zudem lassen auch die Forscher offen, ob die Musik anderer Komponisten nicht vergleichbar anregend ist.

Die Industrie um den Mozart-Effekt lässt sich davon nicht abhalten. Intelligenz in Form von Tonträgern ist ein überzeugendes Verkaufsargument. Noch immer werben einige CD-Anbieter damit. Zwar stimmt die These in gewisser Weise, aber das liegt nicht am berühmten Mozart-Effekt.

Denn spätere Studien zeigen, dass bestimmte Musik Menschen einfach in einen leistungsbereiten Zustand versetzen kann. Es muss jedoch nicht Mozart sein. Auch Melodien von Franz Schubert, Kinderlieder oder sogar das Vorlesen einer

Kurzgeschichte von Stephen King zeigen in Versuchen Wirkung. Der akustische Reiz muss den Kindern nur gefallen. Irendetwas scheint im Kopf zu geschehen, wenn Melodien das Ohr erquicken.

„Im Gehirn passiert beim Musikhören allerhand“, sagt der Leiter der Neuropsychologie der Universität Zürich und Autor des Buchs „Macht Musik schlau?“, Professor Lutz Jäncke. Dass das Spielen eines Musikinstruments den Intelligenzquotienten umgehend in die Höhe schnellen lässt, hält Jäncke jedoch für Blödsinn. „Mit einer Blockflöte allein können sie schließlich keine Differenzialgleichungen lösen.“ Vielmehr passt sich das Gehirn Herausforderungen an.

Im Gehirn spielt die Musik

Was die Wissenschaft zu der These sagt, dass Musik die Intelligenz erhöht

Diese sind vielfältig – das bemerkt jeder, der zum ersten Mal ein fremdes Instrument zu spielen versucht. Halte ich es richtig? Bewege ich meine Hände, Finger oder meinen Mund korrekt? Und schließlich: Wie bekomme ich den Laut aus dem Ding, den das Blatt auf dem Notenheft vorgibt? Zum Glück ist das Gehirn formbar wie Knete.

Musik zu spielen heißt, den richtigen Ton zu treffen. Um diesen zu erkennen, braucht man ein gutes Gehör. Das Hörzentrum wird dabei gefordert: Es liegt auf der oberen Windung des Schläfenlappens der Großhirnrinde. Bei professionellen Musikern wird dieser Bereich

sogar so stark beansprucht, dass er wächst. Die graue Substanz nimmt zu. Fettschichten um die Nervenfasern werden dicker, was die Signalweiterleitung beschleunigt.

Das haben Wissenschaftler der Universität Münster bereits im Jahr 1997 herausgefunden und in einer Studie im Journal „Nature“ veröffentlicht. Ein ausgeprägtes Hörzentrum hilft nicht nur beim Fiedeln, Flöten und Tröten. „Musik greift auf ähnliche Ressourcen zurück wie die Sprache“, sagt der Direktor des Instituts für Musikpsychologie der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, Professor Eckart Altenmüller.

Das zeigt eine im Jahr 2003 von der Chinese University of Hongkong durchgeführte Studie, die das Sprachgedächtnis von 90 Jungen im Alter von sechs bis 15 Jahren untersucht. Jungen, die ein Streichinstrument beherrschen, schneiden in dem Test besser ab als ihre unmusikalischen Klassenkameraden.

Aus einer aktuellen Studie der Neurobiologin Nina Kraus von der Northwestern University in Chicago geht hervor, dass Menschen mit einem musikalischen Gehör gesprochene Worte besser von Hintergrundrauschen unterscheiden können. Eine recht nützliche Fähigkeit, die vom Kindergarten an bis zur späteren Dinnerparty ein Leben lang hilfreich ist.

Hören ist der eine Teil des Musizierens, die ausführenden Bewegungen sind der andere. Die zuständigen Areale im Gehirn sind bei Musikern stärker vernetzt. Das ist praktisch beim Tanzen und hilfreich bei der Orientierung im Alltag. Auch das räumliche Denkvermögen wird nebenbei angespornt: Die Noten sitzen auf oder zwischen den feinen Linien auf dem Papier. „Sie lassen sich nur anhand der Position auf dem Blatt auseinanderhalten“, sagt Jäncke, „so zeigen Kinder, die Noten lesen können, ein besseres räumliches Verständnis.“

Um die neurologischen Vorteile des Musizierens optimal zu nutzen, hilft übrigens eines am besten: Freude. „Entscheidend ist der Hormoncocktail im Gehirn während des Spielens. Motivation sollte dabei sein, Glück und Wachheit“, sagt Altenmüller, „das feuert die Neuroplastizität an.“



Stefan Tellinger zeigt Emmy, 9, wie man den Bogen führt



Silke, 16, lernt an der Musikschule Essenbach Harfe, Cello und Klavier



Musikschulleiterin Birgit Adolf und Essenbachs Bürgermeister Fritz Wittmann



„Goldener Würfel“ wird die Musikschule Essenbach genannt



Seit drei Jahren spielt Sebastian, 10, bei Elvira Lanz Klavier

sagt Hans-Joachim Rieß, Geschäftsführer des Verbands der Musikschulen in Hessen. Das Schulfach Musik erodiere, aber die Eltern hätten mehr denn je den Wunsch, dass ihre Kinder mit Musik in Berührung kämen. Die Kultusminister führen über den ausgefallenen Unterricht und den, der verschwindet oder in Wald-und-Wiesen-Fächern wie „Musikalisch-ästhetische Bildung“ vergraben wird, keine Statistik. „Es ist aber unbestritten, dass es immer weniger Musikunterricht gibt. Dadurch fällt eine wichtige Anregungsfunktion weg“, sagt Christian Höppner, Vizepräsident des Europäischen Musikrates. Die Musikschulen könnten und sollten mit ihren Angeboten diese Lücke nicht schließen. „Instrumentalunterricht und das Schulfach Musik sind zwei verschiedene Dinge“, sagt Höppner.

Doch woher kommt der Musizier-Boom? „Weil die Jugendlichen heute so viel Zeit in virtuellen Räumen verbringen, steigt das Bedürfnis nach Handgemachtem wieder“, sagt Höppner. Wichtig sind Vorbilder. Hier leisten gerade die vielen Castingshows im Fernsehen einen Beitrag. Denn sie präsentieren nicht gemachte Stars, sondern zeigen, dass man mit Leistungsbereitschaft und Fleiß etwas erreichen kann. „Die Shows führen dazu, dass das Singen heute wieder einen weit besseren Ruf hat als noch vor zehn Jahren“, sagt Ines Theileis vom Bundesverband Deutscher Privatmusikschulen. Dem stimmt Höppner zu: „Es ist heute nicht mehr peinlich zu singen. Das Vorbild mancher Castingshows hat bei vielen das Urbedürfnis zu singen

wieder geweckt.“ Wer singt oder ein Instrument spielt, weiß, was für einen glücklichen Menschen das aus einem machen kann. Den Eltern aber, die häufig die Anregung und das Geld geben, geht es häufig noch um etwas anderes.

„Ich selbst bin als Kind nicht gefördert worden“, sagt Eva Forsthofer. Ihre Kinder lernen in Essenbach Tenorhorn und Querflöte. „Musik ist gut für das Gehirn, es heißt, Verknüpfungen wer-

den hergestellt zwischen den Gehirnhälften“, ergänzt die Mutter. Auch soziale und kommunikative Fähigkeiten würden gefördert, ist sie sicher. Sie hat nicht unrecht, weiß die Wissenschaft (siehe unten). Tatsächlich ist es mittlerweile fest im kollektiven Bewusstsein verankert, dass Musik schlau macht. Ein Instrument soll nicht nur erlernt werden, weil dies ein Wert an sich wäre;

vor allem sollen dadurch Sekundärqualifikationen gefördert werden. Gehörte es früher schlicht zum bürgerlichen Selbstverständnis, ein Instrument zu beherrschen, so ist es heute Konsens in viel breiteren Bevölkerungskreisen, dass man den eigenen Kindern die Vorzüge des Musikmachens nicht vorenthalten darf.

Eine Statistik zur sozialen Herkunft der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen führt kein Verband. Aber mit Angeboten wie „Jedem Kind ein Instrument“ oder „Jedem Kind seine Stimme“ werden soziale Schranken überwunden. Die Tatsache, dass rund 14 000 Kinder Gutscheine aus dem Bildungspaket für Hartz-IV-Empfänger an den Musikschulen einlösen, beweist, dass dort alle Schichten vertreten sind. Unbekannt ist auch die Zahl der Schüler mit Migrationshintergrund, der Status wird nicht erfasst. Laut den Verbänden wächst diese Gruppe, wenngleich auf niedrigem Niveau.

Während die privaten Schulen nur von den Gebühren der Schüler leben, werden die öffentlichen Schulen auch von den Ländern, Kreisen und Kommunen gefördert. Allerdings läuft die Förderung der Schülerentwicklung entgegen. Zwischen 1993 und 2008 sind die Zuwendungen kontinuierlich gesunken. Gleichzeitig mussten die Gebühren steigen.

Die Höhe der öffentlichen Mittel unterscheidet sich von Land zu Land. Während in Bayern 9,3 Prozent der Kosten durch das Land getragen wurden (2010), waren es in NRW nur 1,4 Prozent. Am meisten ließ sich Mecklenburg-Vorpommern die

Schulen kosten (18,6 Prozent). Den Rest teilen sich Gebührendzahler, Kommunen und Kreise. Der Unterhalt einer Musikschule ist eine freiwillige Leistung. Muss gespart werden, leiden die Schulen oft als Erstes. Geht ja doch nur um Musik. Oder? „Musik ist etwas Wunderbares. Daraus entsteht so viel“, sagt Bürgermeister Fritz Wittmann aus Essenbach. Er,

der nie ein Instrument gelernt hat, hat sich mit der Gründung der Schule in seinem Ort auch einen Traum erfüllt. Sparen? Sicher nicht bei seiner Musikschule. Stolz lauscht er dem Kinderchor abends auf dem Weihnachtsmarkt. Leichter Regen kann den Kindern die Stimmung auf der Bühne vor dem Rathaus nicht verderben. Erwartungsfroh

und anscheinend ohne Nervosität stehen sie im Halbkreis um ihre Leiterin und verschaffen sich ohne Mikro am Marktplatz Gehör: „Wos duat denn da Ochs im Kripperl drin, geh duats'n aussatreibn.“ Der Kinderchor hat sich schließlich doch für die vom Komponisten aufgeschriebene Melodie entschieden.

„Es ist heute nicht mehr **peinlich** zu singen“

Christian Höppner, Vizepräsident des Europäischen Musikrates

den hergestellt zwischen den Gehirnhälften“, ergänzt die Mutter. Auch soziale und kommunikative Fähigkeiten würden gefördert, ist sie sicher. Sie hat nicht unrecht, weiß die Wissenschaft (siehe unten). Tatsächlich ist es mittlerweile fest im kollektiven Bewusstsein verankert, dass Musik schlau macht. Ein Instrument soll nicht nur erlernt werden, weil dies ein Wert an sich wäre;

Hören, Trommeln, Lachen

Womit Sie sich selbst und Ihrem Nachwuchs zu – und sicher auch nach – Weihnachten eine musikalische Freude machen können

Die „Welt am Sonntag“ hat zwei Musikschulleiter gebeten, sich darüber Gedanken zu machen, welche Musik, welcher Film, welches Buch oder Instrument Erwachsenen und Kindern gleichermaßen Spaß machen. Herausgekommen ist eine kleine Liste, die vielleicht hilft, noch die eine oder andere Lücke unter dem Weihnachtsbaum zu schließen. Tipps von Birgit Adolf, Leiterin der Musikschule Essenbach in Bayern, und Michael Moch, Leiter der Schule für Musik und Kunst in Gütersloh sowie Vorsitzender des Bundesverbands der Deutschen Privatmusikschulen.

In der Reihe „Das musikalische Bilderbuch“, erschienen im Annette Betz Verlag, gibt es viele verschiedene Bücher – inklusive CD – mit berühmten Symphonischen Werken, Opern oder Balletten. Peter Tschaikowskys „Schwanensee“ wird Kindern ebenso einfühlsam vermittelt wie Engelbert Humperdincks Klassiker „Hänsel und Gretel“ oder Bedrich Smetanas unsterbliche „Moldau“. Die Bildergeschichten können mit und ohne die dazugehörige Musik gelesen werden.

Zu Recht der All-Time-Klassiker für Kinder: „Peter und der Wolf“ von Sergej Prokofjew. Die geniale Kombination aus Komposition, Erzählkunst und Instrumentenkunde hilft, Musik zu verstehen. Das Ganze genießt man am besten live oder auf CD mit dem Altmeister Loriot (Deutsche Grammophon). Neben dem „Peter“ gibt es noch mindestens drei weitere wichtige klassische Werke für Kinder: Den „Karneval der Tiere“ von Camille Saint-Saëns, „Die Geschichte

von Babar, dem kleinen Elefanten“ von Francis Poulenc und „Brundibár“ von Hans Krása.

Ein Cajon ist eine Kiste, auf der man Schlagzeug spielen kann. Es sieht aus wie ein Lautsprecher ohne Technik. Man setzt sich drauf und trommelt los. Schlagzeuger wissen die Mobilität dieser klingenden Sitzgelegenheit zu schätzen. Das Instrument ist einfach zu erlernen und beliebt als Begleitung in vielen Ensembles. Das Cajon gibt es in verschiedenen

Größen für Kinder und Erwachsene zum Preis von 100 bis 350 Euro. Erhältlich in gut sortierten Musikaliengeschäften.

Der Film „Das Konzert“ (erhältlich auf DVD) erzählt die Geschichte eines verhinderten Dirigenten-Genies, das seine letzte Chance wittert und sie mit sehr ungewöhnlichen Mitteln zu nutzen versucht. „Das Konzert“ in der Regie von Radu Mihaileanu macht die einende Kraft der Musik plausibel. Er wurde ausgezeichnet mit dem

„César“ für die beste Filmmusik. Ein Film über die leidenschaftliche Liebe zur Musik, voller überraschender Wendungen und viel, viel Humor.

Fast alle Musikschulen bieten Gutscheine zum Schnuppern. Dieses perfekte Geschenk von Großeltern an ihre Enkel ermöglicht Kindern und Jugendlichen erste Schritte am Instrument und ist vielleicht das Kreativste, was man schenken kann. Es könnte der Beginn eines lebenslangen Hobbys sein. Übrigens: Auch Erwachsene freuen sich, wenn sie von ihrem Partner dieses besonders kulturtvolle Geschenk bekommen.

Keine Angst vor höchsten Ansprüchen. Auch Kinder können von der Tiefe und Expressivität von Johann Sebastian Bachs „Wohltemperiertem Klavier“ mitgerissen werden. Der großartige Pianist Daniel Barenboim zeigt Bach, entgegen zu Unrecht anderslauten-



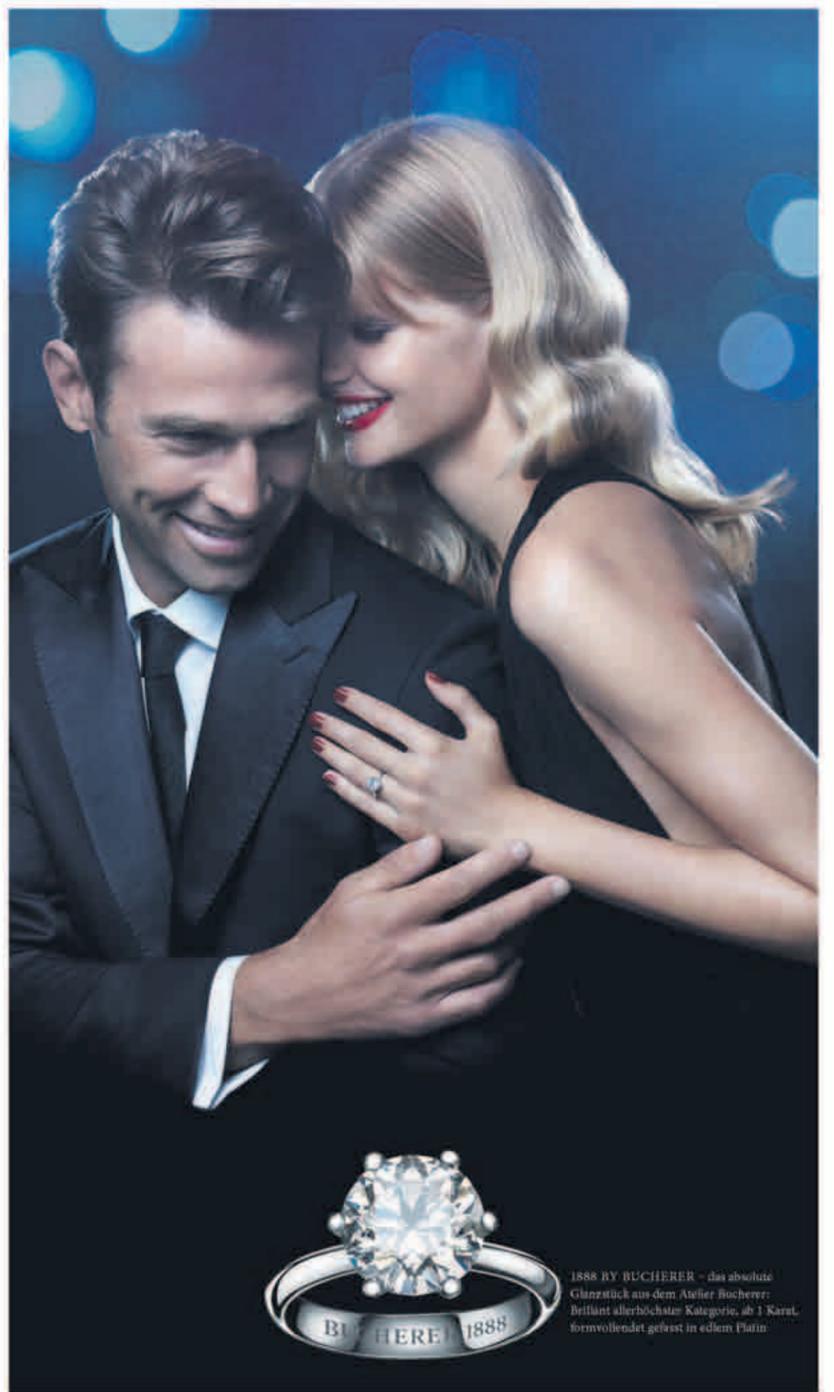
der Meinungen, als großen Melodiker und Herrscher über das gesamte musikalische Gefühlsspektrum. Die Aufnahmen der Präludien und Fugen animieren Nichtmusiker zum genussvollen Hören und Pianisten zum Nachspielen. Wer einmal das eröffnende Präludium C-Dur des ersten Bandes gehört hat, wird es nie wieder vergessen. Eine CD für die Insel. Erschienen bei Warner Classics.



Kennst du den? So fangen auch Musikerwitze an. Meist handeln sie von bemitleidenswerten Bratschern, aber alle Musiker bekommen ihr Fett weg. Jeder Musikfreund muss sie einfach kennen. Hier ein Beispiel: „Wozu braucht eine Band einen Schlagzeuger? Einer muss ja schließlich den Bassisten zur Probe abholen, ihn waschen, anziehen und dann so laut spielen, dass man ihn nicht hört.“ Wer zu Weihnachten etwas zum Lachen sucht, wird hier fündig. „Die 500 besten Musikerwitze“ im Verlag Voggenreiter.

Wem das alles noch nicht reicht, der sollte einmal auf der Internetseite www.leopold-preis.de forschen. Dort findet sich ausgezeichnete „Gute Musik für Kinder“. Alle zwei Jahre wird der „Leopold-Preis“ vom Verband deutscher Musikschulen für besondere kindgerechte Tonträger vergeben. Eine Fundgrube für das nächste und viele kommende Weihnachtsfeste.

EINZIGARTIG WIE IHRE LIEBE



1888 BY BUCHERER - das absolute Glanzstück aus dem Atelier Bucherer: Brillant allerhöchster Kategorie, ab 1 Karat, formvollendet gefasst in edlem Platin

BUCHERER
1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne
Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich | Wien | bucherer.com